

Disruption

Nahles und Kramp-Karrenbauer: Gestört ist die emotionale Bindung zwischen Führungsfigur, Parteibasis und Wähleröffentlichkeit. Die Volksparteien kommen mit der Emanzipation ihres Publikums nicht mehr zurecht. Es wäre zu einfach, die sich immer deutlicher abzeichnende Bindungsstörung nur mit Schwächen der handelnden Personen zu erklären.

Je komplizierter die Politik wird und je unlesbarer die Parteiprogramme, desto mehr dient das Spitzenpersonal dazu, die jeweilige Marke leicht erkennbar zu verkörpern. Wir haben uns daran gewöhnt, dass die Galionsfigur mehr Stimmen zieht als das übrige Schiff. Sie bindet die Wählerschaft - auch emotional; manchmal ist sie sogar im Volk beliebter als bei den eigenen Leuten.

Aber die Tönung dieser Emotionalität variiert je nach Persönlichkeit. Das Spiel ist vertrackt, und es stellt höchste Anforderungen an die Führungsfigur. Sie soll so sein wie sie ist, aber bitte nicht zu sehr; sie soll erkennbar für die Parteitradition stehen und zugleich für die notwendige Erneuerung, aber nicht zu links und nicht zu rechts. Sie soll Übermenschliches leisten und verspricht es eventuell sogar (man denke nur an den Schulz-Hype). Bedient werden infantile Aspirationen der Anhänglichkeit, die in eine Parteibasis hineingedeutet werden, die es jedoch so eventuell kaum noch gibt. Zugleich wacht das Argusauge einer erbarmungslosen Medienöffentlichkeit über die Hauptakteure und wartet nur auf den kleinsten Fehler, und ein ewig nörgelndes Publikum blödeln und pöbeln ungeniert in den Social Media.

Das Loch, in das Andrea Nahles gefallen ist und in das Annette Kramp-Karrenbauer zu fallen droht, ist verhängnisvoll. Es ist weder sozial noch human; vor allem ist es mehr als eine taktische Falle. Deshalb wird die Suche nach fähigem Nachwuchs schwieriger. „Warum soll ich mir so etwas antun?“ fragt so mancher Profi aus den Funktionsebenen der Republik. Kurios: Arbeitskräftemangel im Spitzenamt; drei SPD-Interimsvorsitzende erklären, es selber nicht werden zu wollen (!). Man führe sich vor Augen: In ihren Händen liegt die Führung einer Partei, die eigentlich gar nicht regieren wollte. Aber es gibt kein Mitleid. Die aufgeklärte Zivilgesellschaft fühlt sich für Wattlepolster auf dem Weg der politischen Karriere nicht zuständig; und sie ist es ja auch nicht. Demokratie heißt nun mal harter Wettbewerb.

Offenbar kann jedoch die Übernahme einer Spitzenposition nur gelingen, wenn irgendwie an die Vorgängerin oder den Vorgänger angeknüpft wird und wenn die Art und Weise der Anknüpfung entweder beruhigende Kontinuität symbolisiert oder begründeten und erleichternden Bruch. Nahles' Problem war, dass sie diesbezüglich einen Erwartungskonsens in ihrer eigenen Partei gar nicht vorfand. Gerhard Schröder war die letzte starke Führungspersönlichkeit, an die sich die sozialdemokratische Basis noch erinnert - aber heute eher mit Distanz und Reue, weil seine Agenda-Politik inzwischen für den Niedergang der Sozialdemokratie verantwortlich gemacht wird. Schröder und früher Schmidt waren Macher mit „Schnauze“, eher Macho-Typen, und sie steuerten ihre Partei mit harter Hand und ohne jedes Mitgefühl für sozialistische Romantik. Es machte ihnen nichts, in der eigenen Partei unbeliebt zu sein - so wie Joschka Fischer es wurscht war, was die grüne Basis meinte und fühlte.

Beliebtheit beim Volk beruhte in allen diesen Fällen auf der relativen Autonomie der Person - getragen durch eine Kombination von politischem Selbstkonzept, Mut, Streitslust und der Entschlossenheit, eine gewaltige Kursänderung durchsetzen zu müssen. Die Tragik der Parteivorsitzenden Nahles war, dass sie daran nicht anknüpfen durfte *und* nicht konnte; es scheiterte schon an einer klaren Zielbestimmung für eine ideologisch tief gesplante Partei, die sich jedoch diesmal nichts mehr vorschreiben lassen wird. Das Menetekel hat einen Namen: Kevin.

Die Tragik von Annette Kramp-Karrenbauer ist eine ganz andere. Ihre Vorgängerin Angela Merkel ist die Nachfolgerin von Helmut Kohl. Sie war unangefochten ihre ganze Amtszeit hindurch Erfolgsgarantin der Union - mit einem Stil, der sich von dem Kohls unterschied wie Tag und Nacht. Ihre Beliebtheit beruhte nicht zuletzt auf dem Bruch mit Kohl. Darin lag die Kraft einer Symbolik: die der Emanzipation und des „Vatermords“, der Ablösung des großen, dröhnenden Patriarchen durch die kühle Sachlichkeit der Naturwissenschaftlerin und den Pragmatismus der Moderatorin. Noch heute nehmen die Parteipatriarchen ihr das übel.

Dabei ist jedoch allen Beobachtern klar, dass die CDU nur deshalb erfolgreich war, weil Merkel ihr die nötige Modernisierung abgetrotzt hat. Der Respekt, der Merkel heute selbst im linksliberalen Lager gezollt wird, ist ein Respekt gerade vor dieser (parteiinternen) Leistung. Für viele Wähler ist die CDU so lange wählbar, wie diese Modernität nicht preisgegeben wird. Die CSU hat in den letzten Landtagswahlen in Bayern schmerzlich ausprobiert, was ihre Wählerbasis davon hält, rechts zu blinken, und hütet neuerdings ihre Zungen. Auch steht nicht wenigen Machern die Katastrophe der französischen *Républicains* bei den Europawahlen vom 26. Mai vor Augen; ihr scharfmaacherischer Vorsitzender Wauquiez hat unlängst das Handtuch geworfen, weil er zu sehr mit Marine Le Pens „*Rassemblement National*“ kokettiert hatte und seine Wähler in Scharen zu Emmanuel Macrons „*Renaissance*“ übergelaufen sind.

Die Crux von „AKK“ besteht darin, den unvermeidlichen Beliebtheitsschwund nach dem Weggang von Merkel nicht kompensieren zu können. Sie steht vor riesigen Problemen. An die Kohl-Tradition öffentlich anzuknüpfen, käme einem politischen Suizid gleich. Den Merkel-Stil nachzuahmen, würde ihr bald den Ruf einer schlechten Kopie verschaffen - Merkel ist unnachahmlich. Die Grünen anzugreifen, würde nur die Überalterung des Unionswählerspektrums fördern. Und im Kontext der multikulturellen Weltgesellschaft ein lokales Provinzpublikum mit Genderwitzen zu erheitern, hat ebenfalls hohe politische Kosten.

Wenn nun von verschiedenen Seiten Nahles und Kramp-Karrenbauer mit einem feministischen Viktimisierungsnarrativ kondoliert bzw. unter die Arme gegriffen werden soll, ist das letztlich eine hochproblematische Unterstützung. Denn im politischen Konzert den Grundton „Die haben's ja auch schwer“ erklingen zu lassen, führt nur zu dem unbarmherzigen Echo „Die können's ja auch nicht“.

Kurt Edler